Vom Leben in der Stadt

Autor(en): **Schneider, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **100 (2013)**

Heft 11: **Spezialitätenwohnen = Logement fin = Fine housing**

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-515121

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom Leben in der Stadt

Der öffentliche Raum ist kein Wohnzimmer

Littering ist eine Plage – doch gelten im öffentlichen Raum wirklich die gleichen Gesetze wie im privaten Wohnzimmer? Eine vielbeachtete Kampagne der Interessengemeinschaft für eine saubere Umwelt (IGSU). Bild: IGSU/Scheffold.Vizner

Résumé page 43
Summary page 43

Private Aneignung öffentlicher Räume im Namen der Gemeinschaft oder kultureller Freiräume gleicht, auch wenn sie sich ganz anders legitimiert, der neoliberalen Privatisierung. Die Strasse ist kein Wohnzimmer, und es gelten für sie andere Gesetze.

Peter Schneider

Das gegenwärtige Verhältnis der Städter zum städtischen Leben ist ein zwiespältiges. Die Stadtflucht der sechziger, siebziger Jahre ist an ihr Ende gekommen; wer heute in die Agglomeration zieht, tut dies nicht mehr vor allem, weil er sich nach der Ruhe im Grünen sehnt, sondern weil ihm das Wohnen in der Stadt zu teuer geworden ist. Städter sind wieder eine beneidete, weil privilegiert erscheinende Spezies. Zugleich aber sind Zeitschriften, die das Landleben preisen, wie Pilze aus dem Boden geschossen. Man darf annehmen, dass sie vor allem aus kompensatorischen Gründen von Städtern gelesen werden, die das Weggli bereits haben und sich das (imaginäre) Landleben für einen Fünfer leisten. Hat die Ausweitung der Agglo zu einer Verstädterung des Ländlichen geführt, so scheint nun aber umgekehrt die Stadt zu verländlichen. In manchen Berliner Kiezen nimmt die Angst vor Überfremdung durch Gentrifizierungs-«Schwaben» zuweilen hysterische Züge an. Und so putzig die Projekte des «urban Gardening» anmuten, so kann man sie auch als Symptom eines Unbehagens am Städtischen selbst deuten – als Sehnsucht nach einer Urbanität, die den Geist des Landi-Dorfs versprüht.

Eine Motion der Zürcher SP hat kürzlich verlangt, dass öffentliche Parks, deren Nutzen für die Bevölkerung sich gegenwärtig «auf die Ästhetik und auf den Einfluss auf das Stadtklima» beschränke, im Sinne des «Konzepts der ‹essbaren Stadt›» umgestaltet werden: Dieses Konzept vereint «neben der optischen Aufwertung der städtischen Grünanlagen Nachhaltigkeit, Förderung der Artenvielfalt, Verbesserung der Lebensqualität und Lebensfreude sowie den Gemeinschaftssinn in der Bevölkerung ...» Die neoliberale Privatisierung des öffentlichen Raums findet in dieser eigentlich als dazu gegenläufig gedachten Bewegung, die städtische Parks in Gemeinschaftsschrebergärten verwandeln will, ihr alternatives Pendant.

«Ich verlange von einer Stadt, in der ich leben soll: Asphalt, Strassenspülung, Haustorschlüssel, Luftheizung, Warmwasserleitung. Gemütlich bin ich selbst.» Etwa zwanzig Jahre, nachdem Karl Kraus diese Sätze schrieb, formulierte – ebenfalls in Wien – Alfred Polgar seine «Theorie des Café Central». Darin bescheibt er diese Wiener Caféhaus-Institution als einen jener Orte, an denen man öffentlich sein kann, ohne gleich «persönlich» werden zu müssen: «Die Centralisten», so schreibt er, «sind grösstenteils Leute, deren Menschenfeindschaft so heftig ist wie ihr Verlangen nach Menschen, die allein sein wollen, aber dazu Gesellschaft brauchen. ... Es ist der traute Herd derer, denen der traute Herd ein

Hat die Ausweitung der Agglo zu einer Verstädterung des Ländlichen geführt, so scheint nun aber umgekehrt die Stadt zu verländlichen.

Greuel ist, die Zuflucht der Eheleute und Liebespaare vor den Schrecken des ungestörten Beisammenseins ... Auch die, die keinerlei Beziehung verknüpft, empfinden diese Nichtbeziehung als Beziehung.» Polgar berichtet auch vom Versuch des Besitzers, dem «Central» eine wohnlichere Note durch das Aufstellen einer Palme zu geben: «Die Tochter aus dem Morgenland hat aber das Klima der Örtlichkeit nicht vertragen. [...] Sie wurde klein gehackt, und ihre zerteilte Substanz [...] fand in der Küche Verwendung» Die Zeit der Centralisten ist vorbei. Der öffentliche Raum scheint gar nicht genug Palmen respektive Bäumchen aus einheimischer Zucht vertragen zu können.

1872 hatte der Berliner Psychiatrieprofessor C. Westphal erstmals die «Agoraphobie» als eine psychopathologische Entität beschrieben, als deren Hauptphänomen er die «Furcht vor dem Durchschreiten von Plätzen resp. Strassen» nennt. Die Agoraphobie ist nicht die Angst vor der Weite an sich, sondern die Angst vor den unpersönlichen Flächen des städtischen Lebens. Die Angst wird in dem Mass gemildert, wie der Raum «verpersönlicht» werden

kann: indem der Ängstliche sich etwa unbemerkt einem anderen Passanten anschliesst, sich in seiner Not sogar einer Prostituierten als «Begleitservice» im ganz wörtlichen Sinne bedient, sich am nächstgelegenen Wirtshaus orientiert und so weiter. In unseren Tagen ist es nicht mehr vor allem die Agoraphobie, sondern die Soziophobie, unter der angeblich immer mehr Menschen leiden. Aber auch ihre Symptome lassen sich entschlüsseln als ein Leiden an der Differenz zwischen Öffentlichem und Persönlichem.

Der Privatraum zeichnet sich dadurch aus, dass man dort Bekannten begegnet; der öffentliche Raum jedoch dadurch, dass man dort unentwegt Fremden über den Weg läuft.

Die Therapie dieser allgemeinen Agoraphobie, die oftmals die Gestalt einer «Heterophobie» angenommen hat, scheint oftmals im Versuch einer Angleichung von Privatraum und öffentlichem Raum zu bestehen, einer Angleichung von Wohnzimmer und Agora als öffentlichem Lebensraum zugunsten eines einheitlichen «Living Rooms», in dem je die gleichen Gesetze und Regeln herrschen. Der Privatraum zeichnet sich dadurch aus, dass man dort ausschliesslich Bekannten begegnet; der öffentliche Raum jedoch dadurch, dass man dort unentwegt Fremden über den Weg läuft. Diese werden zur Bedrohung, wenn man den öffentlichen Raum als grosses Wohnzimmer betrachtet: Wo kommen all diese fremden Leute her? Was wollen sie bloss von mir? Was für den manifest Soziophoben das lindernde Nasenspray mit Kuschelhormon, soll der xenophoben Öffentlichkeit die fremdenfreundlich-integrative Plakataktion sein, welche ihr den Fremden (den darzustellen immer ein offensichtlicher Ausländer herhalten muss, als seien alle Inländer uns Bekannte) zu einem entfernten Familienmitglied erklärt, das näher kennenzulernen als Bereicherung angepriesen wird.

Und da wir schon einmal bei Plakatkampagnen sind, die uns den öffentlichen Raum erträglicher, ja geradezu gemütlich machen wollen, sei noch die Plakatkampagne in der Stadt Zürch gegen das Littering erwähnt. Auch sie zielt auf die Verwischung der Grenze zwischen öffentlich und privat, indem sie vermüllte Wohnzimmer zeigt und den Betrachter ermahnt, er wolle schliesslich auch nicht, dass es bei ihm zu Hause so aussehe. Bei dieser Verwohnzimmerung des öffentlichen Raums handelt es sich keineswegs um eine Zürcher Krankheit, sondern um ein weltweit verbreitetes Phänomen. In New York zum Beispiel ist kürzlich das Rauchen auch in öffentlichen Parks und an Stränden verboten worden: Fühlen Sie sich überall in der Stadt wie zu Hause – also wie an jenem Ort, wo Sie ihre Gäste ebenfalls damit pestilieren dürfen, die Strassenschuhe auszuziehen und, wenn überhaupt, dann nur noch auf dem Balkon zu rauchen.

Wer wollte etwas gegen Strassen ohne herumliegenden Müll einwenden? Niemand. Doch der Appell an das Wohnzimmergewissen des Einzelnen setzt eine Interpretation des städtischen Raums voraus, der genau jene Differenz von privat und öffentlich einebnet, die eine der wesentlichen Bedingungen dafür ist, dass «Stadtluft frei macht». Die Privatisierung der Öffentlichkeit lässt aber nicht nur die Agora klaustrophobisch eng werden, sie folgt auch der Tendenz zu einer Verwandlung öffentlicher Aufgaben in Angelegenheiten der persönlichen Verantwortung. Was im Fall der Anti-Littering-Kampagnen bedeutet, dass die klassischerweise öffentliche Aufgabe der Müllabfuhr dem Bürger als Privatsache schmackhaft gemacht werden soll, als etwas, mit dem die öffentliche Hand sich nur noch so rudimentär wie möglich selber schmutzig machen sollte. Augenzwinkernde moralische Appelle an die Eigenverantwortung des Einzelnen und ein Abbau der öffentlichen Leistungen gehen gerne Hand in Hand. Weniger Polizei, mehr nachbarschaftliche Kontrolle. Das mag für liberal halten, wer will.

Was ein Freiraum für die einen, ist eine Sperrzone für die anderen — ein Insider-Treffpunkt für Gleichgesinnte.

Paradoxerweise ist es gerade die Interpretation der Stadt als erweitertes Wohnzimmer, welche die gefühlte Ungemütlichkeit des öffentlichen Raums steigert: man fühlt sich umzingelt von Vandalen. Dabei will doch auch der Sprayer als Inbegriff dieses Vandalismus nichts mehr als den öffentlichen Raum persönlicher gestalten: Indem er ihn zum Ausdrucksort seiner urpersönlichen Kreativität macht und ihn sich durch seine in möglichst unverwechselbarer Handschrift hinterlassene Signatur aneignet.

Der öffentliche Raum als Ort der Selbstverwirklichung bringt mich zu einem anderen Stichwort, mit dem ich meine kurzen Ausführungen beenden möchte: dem «kulturellen Freiraum». Dieser gehört zu den wichtigen Pathosformeln im Kampf gegen die neoliberale Ökonomisierung des öffentlichen Raums: «Reclaim the Street». Zur Rhetorik der Rechtfertigung kultureller Freiräume gehört es, der Privatisierung des öffentlichen Raums durch private ökonomische Interessen etwas entgegenzusetzen – Interessen, die notabene nicht nur hässliche Einkaufszentren, sondern auch eine einladende Möblierung unserer sommerlichen Strassen durch die nahezu überall in den Stadtzentren gegenwärtigen, uniformen Lounge-Couch-Garnituren hervorgebracht haben, dem Inbegriff des Outdoor-Wohnzimmers. Und dennoch verdankt sich auch die Forderung nach von unmittelbaren Verwertungsinteressen freien «kulturellen Freiräumen» der Grundtendenz nach demselben Impuls, den sich die vielgescholtene neoliberale Ökonomie stets zunutze machen kann: dem Impuls, den öffentlichen Raum dadurch zu nutzen, dass man ihn unter seinen Nutzern aufteilt. Mit dem einzigen Unterschied: Wer seinen Claim unter dem Titel des «kulturellen Freiraums» beansprucht, will sein Revier möglichst gratis bekommen.

Was ein Freiraum für die einen, ist eine Sperrzone für die anderen. Der Freiraum ist kein Raum, in dem sich Fremde über den freien Weg laufen, er ist ein Insider-Treffpunkt für Gleichgesinnte. Freiräume sind gerade keine freien, das heisst öffentlichen Räume, sondern gruppenspezifisch zumöblierte Spielplätze. Sie funktionieren nicht wie das Café Central, sondern wie ein in den öffentlichen Raum verlängerter Partykeller oder Bastelraum. Mit anderen Worten: Auch die Freiraum-Euphorie krankt an jener Verwischung von Öffentlichem und Privatem, die – um es in einem Bild auszudrücken – darauf hinausläuft, öffentliche Parks in ein Ensemble von Schrebergärten zu verwandeln. Raum für ein Volk ohne Wohnzimmer. —

Peter Schneider, 1957, studierte Philosophie, Germanistik und Psychologie. 2004 Habilitation in Psychologie, Lehraufträge an verschiedenen Universitäten für Philosophie, Wissenschaftsforschung und Psychologie, u.a. als Privatdozent für Psychoanalyse in Bremen. Psychoanalytiker in eigener Praxis; Satiriker und Kolumnist. Zahlreiche Buchpublikationen wissenschaftlicher und populärer Art.

Résumé

De la vie en ville
L'espace public n'est pas une salle de séjour

Si l'expansion des agglomérations a mené à une urbanisation de la campagne, on a l'impression d'assister aujourd'hui inversement à une ruralisation de la ville. Tandis que le fait d'habiter en ville devient un privilège, les revues qui célèbrent la « vie à la campagne » prospèrent. De plus, l'espace public est toujours davantage perçu comme une sorte d'extension de la salle de séjour, qu'on peut s'approprier de manière privée. Mais ceci n'est pas compris au sens de l'espace public finalement anonyme des classiques cafés viennois, mais sous forme d'appropriations directes qui, sous la devise des « urban gardening », transforment des parcs publics en jardins familiaux ou, en exigeant des « espaces de liberté pour la culture », revendiquent des zones réservées à certains groupes spécifiques. Derrière ces comportements se cache la conception erronée selon laquelle l'espace public devrait être régi par les mêmes règles que la salle de séjour privée.

Summary

On Life in the City
Public Space is not a Living Room

Whereas the expansion of the agglomeration once led to the urbanisation of rural areas, now it seems that the city is being made more rural. While living in the city is becoming a privilege, magazines that celebrate "country life" are flourishing. And public space is increasingly being interpreted as a kind of expanded living room that can be privately appropriated. This is not done in the manner of the anonymous Viennese coffee-house but in the form of direct appropriation, which under the motto "urban gardening" turns public parks into allotment gardens or with the call for "free or open cultural spaces" demands closed-off zones for specific groups. Behind this is the mistaken belief that in public space the same rules should apply as in the private living room.